

Ist Maria katholisch?
Über evangelische Marienfrömmigkeit
(Was kann man „evangelisch“ über Maria sagen?)

Vortrag am 23. 05. 2012 im Evangelischen Museum Rutzenmoos / OÖ
von Dr. Ernst Öffner
(Regionalbischof em. von Augsburg + Schwaben)

In einer Kirchenzeitung erschien folgender Leserbrief mit der Bitte um Auskunft:

„Ich war neulich ein paar Wochen im Krankenhaus und kam dort mit einer Mitpatientin ins Gespräch. Da wir beide in unseren Kirchen engagiert sind, ging es dabei auch immer wieder um Glaubensfragen. Wir konnten offen und persönlich reden, kamen uns oft nahe und freuten uns an diesem Austausch.

An einem Punkt gerieten wir uns allerdings fast in die Haare. Es ging um Maria, die Mutter Jesu. Meine Mitpatientin sagte, dass sie ... richtig Mitleid mit uns [Evangelischen] hätte, denn wir hätten ja keine Gottesmutter. Deswegen wirke unsere Kirche oft auch so herb und freudlos. Ihr hingegen seien von früher Kindheit an Marienandachten, Marienlieder, Marienfeste und Marienwallfahrten wichtig geworden. Ja, auch diese Krankheitstage würde sie nur bewältigen, weil sie zur Mutter Gottes beten könne.

Ich war verunsichert und gekränkt, weil ich meiner Bettnachbarin so wenig entgegen konnte. Ich weiß einfach nichts darüber, wie es zu dieser Marienverehrung in der katholischen Kirche und zu dem Desinteresse in unserer Kirche gekommen ist. Jetzt, nach meiner Entlassung, möchte ich mich gern näher informieren.“

Soweit die Frage: Was halten wir Evangelischen denn von Maria?

Ist Maria – wie die katholische Bettnachbarin wohl meint – eher „katholisch“ als evangelisch?

1.

In einer Novelle („Aquis submersus“) erzählt Theodor Storm von einem Maler, der nach Ende des Dreißigjährigen Krieges eine verstümmelte Marienstatue neben einer protestantischen Dorfkirche findet. Er fragt den Pastor – der ist stolz darauf, dass er selbst die Madonnenstatue aus der Kirche entfernt hat. So rabiät, dass sie dabei zerstört wurde. „...wolltet Ihr des Heilands Mutter nicht in Eurer Kirche dulden?“ fragt ihn der Maler. Der Pastor entgegnet: „Die Züge von des Heilands Mutter sind nicht überliefert worden.“

Und auf die höfliche Frage des Malers, ob nicht die Kunst „in frommem Sinn“ dennoch Maria darstellen dürfe, kommt die finstere Antwort des Pastors: Marienbilder sind Abbilder des Satans und „Säugammen der Sinnenlust und des Papismus.“

Ist das also die protestantische Antwort auf katholische Marienfrömmigkeit? Und das wäre dann die Antwort auf die Frage: Ist Maria katholisch? Ja, jedenfalls hat sie dann nichts in einer protestantischen Kirche zu suchen.

Katholischen Mitchristen sind Marienandachten und Marienlieder, Rosenkranzandachten und

Marienwallfahrten von früher Kindheit an vertraut. Und eine Katholikin sagte, sie könne ihre Krankheitstage nur bewältigen, weil sie zur Mutter Gottes beten könne. Ich will das respektieren.

Trotzdem: solche Marienfrömmigkeit ist uns Evangelischen fremd.

Nicht zuletzt deshalb, weil unser Protestantismus die Marienfrömmigkeit als ein Instrument der aggressiven Gegenreformation kennen gelernt hat. Maria als Symbol der Unterdrückung. Nicht zuletzt hier in Österreich.

Und in der Tat kirchentrennend ist es, wo solche Frömmigkeit in Dogmen fixiert und damit für den Glauben als verbindlich und heilsnotwendig deklariert wurde: das Dogma von der „unbefleckten Empfängnis Marias“, also ihre völlige Sündlosigkeit, und dann das Dogma von ihrer „leiblichen Himmelfahrt“, ja ihrer bleibenden unverzichtbaren Mittlerschaft im Werk der Erlösung. Für diese Dogmen gibt es keinerlei biblische Begründung, was auch römisch-katholische Theologen einräumen.

An Maria scheiden sich die Geister. Maria trennt ganz offenbar die Konfessionen. Das wirkt sich nach zwei Seiten negativ aus:

Einmal in unserem ökumenischen Miteinander. Aus der Ablehnung einer Marienfrömmigkeit, die uns fremd, ja theologisch nicht erlaubt erscheint, wird nur allzu leicht rechthaberische Polemik.

Solche Abwehr einer marianischen Frömmigkeit, durch die wir unseren eigenen Glauben gefährdet sehen, wirkt sich aber auch auf unser eigenes Verhältnis zu Maria aus. Manches, was wir von Maria wissen und guten Gewissens von ihr sagen dürften, tritt stärker zurück, als das notwendig und für unsere evangelische Spiritualität gut ist.

Meine Frage heute ist darum: Gehört Maria wirklich nur der katholischen Kirche? Was kann Maria uns Evangelischen bedeuten?

2.

Maria ist ja auch uns Evangelischen nicht fremd.

Maria begegnet uns auf jeden Fall in der Weihnachtszeit und am Karfreitag. Aus diesen beiden Höhepunkten des Kirchenjahres ist sie auch in der evangelischen Kirche nicht wegzudenken.

Keine *Weihnachtskrippe* ohne die heilige Familie. Wie einst die Hirten finden wir dort im Stall „Maria und Josef, dazu das Kind in der Krippe liegend“ (Luk 2,16). In keiner Krippe fehlt Maria.

Und in vielen unserer schönsten *Weihnachtslieder* hat das seinen Ausdruck gefunden: „Den aller Weltkreis nie beschloss, der liegt in Marien Schoß“ (EG 23,3). Oder in dem wunderschönen Lied „Es ist ein Ros entsprungen“ heißt es im 2. Vers: „Das Blümlein, das ich meine, davon Jesaja sagt, hat uns gebracht alleine Marie, die reine Magd; aus Gottes ewgem Rat hat sie ein Kind geboren, welches uns selig macht.“ (EG 30,2)

Und schließlich: Mit der ganzen Christenheit auf Erden nennen wir in jedem Sonntagsgottesdienst ihren Namen, wenn wir uns zu Jesus *bekennen* als dem, der geboren wurde „von der Jungfrau Maria“.

Am *Karfreitag* dann begegnen wir Maria wieder. Da steht sie weinend und klagend unter dem Kreuz ihres Sohnes (Joh 19,25-27). Es erfüllt sich das Wort des greisen Simeon von dem Schwert, das ihre Seele durchbohren wird (Luk 2,35).

Und auch hier ist es wieder die bildliche Darstellung, die sich einprägt: In wie vielen Kirchen sehen wir diese Szene: Maria und Johannes neben und unter dem Kreuz.

Viele evangelische Kirchen sind Marienkirchen: in Rostock, Lübeck, Wismar etwa. Der Name wurde in der Reformationszeit nicht getilgt!

3.

Eigentlich ist mir eine „echte“ Marienfrömmigkeit gar nicht so fremd und unverständlich wie dem alten Pastor bei Theodor Storm. Ich würde seine Marienstatue mit freundlicheren Augen ansehen und ihr keinesfalls Gewalt antun.

Als ich Pfarrer in der Diaspora in Bayern war, hat es mich immer sehr berührt, wenn ich in ein Dorf zur Beerdigung eines Gemeindeglieds fuhr. Wenn ich auf dem Friedhof ankam, war das ganze Dorf schon versammelt, und die ganz überwiegend katholischen Christen beteten gemeinsam in einer langen, immer wiederholten Litanei das Vaterunser und das Ave Maria: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes.“ Mit diesen Gebeten nahm die Dorfgemeinschaft die Verstorbene und deren Angehörige in ihre Mitte, gleichsam in diesen Gebeten bergend und schützend.

Ich erinnere mich: Paris am Abend, oben am Berg die Kirche *Sacre Coeur*: Eine schwangere Frau betend vor einem Bild der Maria, viele Kerzen davor. Was sie wohl gebetet haben mag? Was Maria ihr bedeutet?

Es rührte mich an. Ich habe Respekt, wo Menschen beten, ihre Anliegen Gott ans Herz legen. Vielleicht auch der Mutter Maria.

Ein mich immer wieder besonders anrührendes Marienbild ist die „*Pietà*“: Sie kennen dieses Bild sicher: wo Maria, von Trauer gebeugt, ihren toten Sohn im Schoß hält. Das berühmteste stammt von Michelangelo und steht im Petersdom in Rom. Die „*Mater Dolorosa*“, die Schmerzensmutter war und ist Sinnbild und Zufluchtsort für all die Frauen, die ihre toten Kinder, die im Krieg gefallenen Männer und Söhne beweinen. Da wird Maria zur Gefährtin, zur Schwester in Leid und Trauer.

Ein katholischer Freund erklärte mir, warum die Marienverehrung gerade in Lateinamerika so blüht (und vielleicht ist das auch ein Zugang zu der Marienfrömmigkeit des neuen Papstes aus Argentinien, Papst Franziskus): Das Bild – Maria mit dem Kind – ist die typische Familiensituation in Südamerika: Die Frau alleinerziehend mit den Kindern zuhause in der Hütte im Slum, der Mann entweder auf Arbeit irgendwo in einer der Riesenstädte, kommt nur einmal im Jahr nach Hause – oder gar nicht mehr, ist abgehauen und hat die Frau mit den Kindern allein zurückgelassen. Auch da wird Maria, die junge Witwe, zur Schwester in der Not, die mich versteht, die verlassene Frau.

Ich verstehe schon, warum Maria gerade von den Armen und Erniedrigten als Schwester in der Not empfunden wird. Vom Mittelalter an bis heute gehört Maria als „*mater dolorosa*“, als

Schmerzensmutter, vorwiegend den Armen und Unterprivilegierten, den Bettelmönchen, dem einfachen Volk. Mit dem Blick auf sie vermochten und versuchen sie, ihre aussichtslose Lage wenigstens halbwegs erträglich zu gestalten.

Eine besondere Rolle spielt für mich die Musik, zum Beispiel die wunderbaren Vertonungen des *Magnifikat* oder des *Stabat mater*.

Mir ist sehr eindrücklich, wie bei mehreren Komponisten des „Stabat Mater“ persönliches Schicksal und musikalisches Werk eine enge Verbindung eingehen.

Der italienische Barockkomponist Pergolesi vertonte dieses sehr alte Meditationsgebet in seinem Todesjahr 1736 im Franziskanerkloster zu Pozzuoli, während seiner zum Tode führenden Krankheit. Er starb mit nur 26 Jahren. Ich finde es eines der ergreifendsten Werke der Musikgeschichte.

Bei Antonin Dvorák gehen die Skizzen zu diesem seinem ersten großen Chorwerk auf das Jahr 1876 zurück, in dem sein Töchterchen Josepha starb. Das angefangene Werk blieb zunächst liegen. Im Jahr darauf starben zwei weitere Kinder Dvoráks. Nun holte der tief trauernde gläubige Katholik diese Skizzen hervor und vollendete das monumentale Werk in kürzester Zeit. Ob sich Dvorák wohl mit der Mater Dolorosa identifizierte und sich so etwas von seinem Leid „von der Seele schrieb“?

„Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrimosa,
Dum pendebat filius.“

„Christi Mutter stand mit Schmerzen
Bei dem Kreuz und weint von Herzen,
Als ihr lieber Sohn da hing.
Durch die Seele voller Trauer,
Schneidend unter Todesschauer,
Jetzt das Schwert des Leidens ging...
Angst und Trauer, Qual und Bangen,
Alles Leid hielt sie umfassen,
Das nur je ein Herz durchdrang.“

Ist solches „Bei Maria in die Schule des Leidens und der Trauer gehen“ wirklich nur Ausdruck katholischer Frömmigkeit? Ist uns das nicht viel näher, als karge protestantische „Rechtgläubigkeit“ es wahrhaben will?

Jedenfalls endet die Klagemusik des „Stabat mater“ mit einer ganz auf Christus bezogenen Hoffnungsmelodie:

„Mach, dass mich Christi Kreuz bewache,
Dass sein Tod mich selig mache...
Jesus, wann mein Leib wird sterben,
Lass dann meine Seele erben
Deines Himmels Seligkeit.“

Maria wird im Augsburger Bekenntnis, dem grundlegenden evangelischen Bekenntnisdokument

von 1530, nicht erwähnt. „Vom Vorbild der Heiligen“ ist da aber die Rede (CA 21). Da ist sie mit dabei. Man solle der Heiligen gedenken, heißt es da, damit durch ihr Vorbild unser Glaube gestärkt werde. Und was ist ihr Vorbild? „...wenn wir sehen, wie ihnen (durch Gott) Gnade widerfahren und auch wie ihnen durch den Glauben geholfen worden ist“.

Um Gott geht es also, wenn von Maria die Rede ist, um sein gnädiges Handeln.

Als evangelische Christinnen und Christen wissen wir uns der reformatorischen Überzeugung verpflichtet, dass die Bibel Quelle und Richtschnur allen theologischen Nachdenkens und kirchlichen Handelns ist. Darum sehen wir zuerst einmal im Evangelium, in der Heiligen Schrift nach, was da über Maria zu finden ist.

4.

Was erfahren wir in der Bibel über Maria? Erstaunlich wenig! So wichtig scheint Maria den ersten Christen gar nicht gewesen zu sein. Keine Nachricht über das Leben Marias, über ihre Herkunft, ihre Eltern, kein Wort von ihrem Tod oder gar von ihrer Himmelfahrt. Das alles sind spätere Legenden. Die Evangelien erzählen gewissermaßen nur das Nötigste: nämlich dass Maria tatsächlich gelebt hat und Jesus geboren hat.

So erwähnt Paulus nicht einmal den Namen der Mutter Jesu. Ihm ist nur wichtig, dass Christus „von einem Weibe geboren“ ist (Gal 4,4). Damit will er lediglich sagen: Jesus hat tatsächlich gelebt, er ist keine fromme Erfindung. Er hat eine irdische Mutter, deshalb ist er, der Herr, „wahrer Mensch“. Das ist Paulus wichtig gegenüber den vielen Göttermythen der Griechen.

In den Evangelien sind da als erstes die Geschichten um die Geburt Jesu. Sie erzählen von Mirjam, einem jüdischen Mädchen, ansässig in dem kleinen Bergdorf Nazareth in Galiläa, verlobt mit dem Bauhandwerker Josef.

Der Evangelist Matthäus erzählt (1,18-25), Josef sei völlig überrascht gewesen von der Schwangerschaft seiner Braut (sie wird vielleicht 13 oder 14 Jahre alt gewesen sein – das war das damalige Heiratsalter, wie heute noch in vielen Ländern). Normalerweise würde in so einem Fall ein Verlobter seine Braut verstoßen und den Eltern zurückgeben oder gar, nach damaligem Gesetz (Dt 22, 22 ff.) wie noch heute in Afghanistan oder Saudi Arabien, der Todesstrafe durch Steinigung überantworten. Aber weil er fromm ist, heißt es, will Josef sie wegen ihrer vermeintlichen Untreue nicht öffentlich an den Pranger stellen. Aber er will sich heimlich von ihr trennen. Der Schein spricht ja gegen sie. Es muss erst ein Engel kommen, um Josef davon zu überzeugen, dass er bei seiner Braut bleibt.

Diese bittere Nüchternheit ist noch aus der Geschichte von der Ankündigung der unverhofften Geburt durch einen Engel heraus zu hören. „Du wirst einen Sohn zur Welt bringen, den sollst du Jesus nennen.“ Maria fragt ahnungslos: „Wie soll das zugehen?“ „Heiliger Geist wird über dich kommen“, sagt der Engel. Dadurch wird Maria vermutlich auch nicht schlauer. Sie antwortet: „Mir geschehe, wie du gesagt hast.“ Für Josef ist das Ganze eigentlich zum Davonlaufen. Aber er bleibt bei Maria. Trägt ihr Schicksal mit. Man müsste eigentlich viel mehr die Treue dieses Josef rühmen, sich ihn zum Vorbild nehmen und mehr über ihn predigen. Er hätte es verdient.

Dass es in diesen Erzählungen letztlich gar nicht um Maria geht, sondern um Jesus, das zeigen dann die Weihnachtsgeschichten: Da steht nicht Maria im Zentrum des Geschehens, sondern ihr Kind: Vor dem Kind fallen die Hirten auf die Knie, nicht vor Maria. Dem Kind bringen die Weisen ihre

Gaben, nicht der Mutter. Die Weihnachtsberichte der Evangelisten enthalten kein Wort einer Glorifizierung der Mutter Jesu. Mit keinem Wort wird etwa eine Sündlosigkeit dieser Frau behauptet. Die Bibel stellt der Menschwerdung Gottes keine Gottwerdung Marias zur Seite.

Und dann wird, im Fortgang der Familiengeschichte – höchst erstaunlich – keine Familienidylle geschildert, sondern eher eine schrittweise Entfremdung zwischen Jesus und seiner Mutter. Eine Konfliktgeschichte.

Die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus: Auf dem Rückweg von Jerusalem wird der Junge vermisst. Die Eltern finden ihn nicht unter den Kindern der Pilgergruppe, kehren aufgeregt um, suchen ihn in Jerusalem, finden ihn im Tempel – vertieft in eine Diskussion mit Priestern. Erboht fragen sie ihn: „Warum hast du uns das angetan? Wir haben dich mit Schmerzen gesucht!“ Seine Reaktion: „Warum habt ihr mich gesucht? Habt ihr nicht gewusst, dass ich im Haus meines Vaters sein muss?“ Seine Eltern aber, so heißt es, verstanden nicht, was er damit meinte. (Luk 2,41-50)

Und dann wird im Markusevangelium ein eigenartiger Konflikt zwischen Jesus und seiner Familie beschrieben (Mk 3,20-35). Der Evangelist Markus erzählt, wie Jesus in Galiläa predigt und Kranke heilt. Er ist zu Gast in einem Haus. Da kommen Maria und Jesu Geschwister, die sich offenbar über sein Auftreten genieren, und wollen ihn nach Hause holen. Ihre Begründung: „Er muss verrückt geworden sein.“ („Er ist von Sinnen“ Mk 3,21) Man sagt ihm: „Draußen sind deine Mutter und deine Geschwister und wollen dich heimholen!“ Er, brüsk: „Wer sind meine Mutter und meine Geschwister?“ „Und er sah auf die Leute, die um ihn herumstanden, und sagte: 'Das hier sind meine Mutter und meine Geschwister! Wer tut, was Gott will, der ist mein Bruder, meine Schwester und meine Mutter!'“ (Mk 3,33-35)

Maria hat offenbar mindestens sieben Kinder gehabt: Im Markusevangelium (6,1-4) wird von einem Skandal in Jesu Heimatdorf Nazareth berichtet. Jesus predigt dort in der Synagoge. Seine alten Dorfgenossen spüren, dass er sich als ein besonderer Beauftragter Gottes fühlt. Woher hat er das? Er ist doch unter ihnen aufgewachsen, einer von ihnen! „Ist er nicht der Zimmermann, Marias Sohn, und der Bruder des Jakobus und Joses und Judas und Simon, und sind nicht seine Schwestern hier bei uns? Und sie ärgerten sich an ihm.“ Daher kommt das Sprichwort, das Jesus sagte: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland.“ Von Josef ist übrigens nicht mehr die Rede.

Ein andermal kommt eine Frau und ruft Jesus zu: „Selig der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, an denen du getrunken hast!“ Doch Jesus erteilt dieser ersten marianischen Schwärmerin eine ganz schöne Abfuhr: „Das mag schon sein, gute Frau – aber selig sind die, die das Wort Gottes hören und – tun!“ (Lk 11,27f.)

Während der öffentlichen Wirksamkeit Jesu ist es offenbar zu einer Entfremdung zwischen Jesus und seiner Familie gekommen. Mutter und Geschwister gehörten zu Jesu Lebzeiten nicht zu der Schar seiner Jünger und Anhänger.

Anders sieht dieses Bild erst nach Jesu Auferstehung aus. Im Anschluss an den Bericht von seiner Himmelfahrt werden die Namen der Jünger aufgezählt mit der ergänzenden Bemerkung: „Diese alle waren stets beieinander einmütig im Gebet – samt den Frauen und Maria, der Mutter Jesu, und seinen Brüdern.“ (Apg 1, 14) Nach Ostern also finden wir Maria (ganz schlicht „die Mutter Jesu“ genannt!) in der Gemeinde, und diese Nachricht ist das letzte, was in der Bibel überhaupt von ihr berichtet wird.

Wie Maria den Weg in die Gemeinde gefunden hat, deutet das Johannesevangelium an mit der Schilderung des Sterbens Jesu am Kreuz.

Der Evangelist Johannes berichtet keine historischen Ereignisse. Das ist nicht sein Anliegen. Er malt Bilder, Bilder voller Theologie, Predigtbilder für seine Gemeinde.

So malt er das Bild, wie unter dem Kreuz Jesu Maria, seine Mutter, und sein Lieblings-jünger Johannes stehen. Jesus sagt zum Jünger: „Siehe, das ist fortan deine Mutter!“
Und zur Mutter: „Siehe, das ist fortan dein Sohn!“

Angesichts des letzten, äußersten Leides, wird Maria ein neuer Weg eröffnet: der Weg in die Gemeinde der Jesusjünger. Jesu fürsorgliches Wort vom Kreuz erschließt ihr diesen Weg: Er weist den Jünger Johannes an sie und sie an den Jünger – und damit in die Gemeinde der Jünger Jesu, die neue „Familie“ Jesu.

Maria als Glied der Gemeinde, inmitten der Jünger: so zeichnet das Johannesevangelium das Marienbild – sozusagen in der Rückblende – bei der Hochzeit in Kana, zu der Jesus und seine Jünger geladen waren. Der Evangelist zeigt sie so, wie er sie als Glied der nachösterlichen Gemeinde kennt. Er schreibt: „Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut!“ (Joh 2,5)

Damit tritt Maria ein in den Kreis der anderen Zeugen des Auferstandenen. So weist Johannes der Täufer, der Repräsentant jüdischer Frömmigkeit, auf ihn: „Siehe, das ist Gottes Lamm.“ So bezeugt es der römische Hauptmann, ein Repräsentant der antiken Welt, unter dem Kreuz auf Golgatha: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen.“ Im Kreise all derer, die um das Kreuz geschart sind und den Gekreuzigten als den Auferstandenen bezeugen, erhebt auch Maria ihren Finger: „Was er euch sagt, das tut!“ Luther meinte, man müsse diese Worte in Gold fassen und als Rahmen um jedes Marienbild legen. Mit diesem Wort wird Maria zur Predigerin des Evangeliums. Und darum ist von ihr in der Bibel und in der Kirche noch heute die Rede.

Sie sehen: Das ist nicht sehr viel, was wir im Neuen Testament über Maria erfahren. Das wenigste wird um Marias willen erzählt. Schon gar nicht, um sie zu verherrlichen. Sie wird nicht in den Himmel gehoben. Nur das ist wichtig: Jesus ist wirklicher Mensch, denn er hat eine wirkliche, menschliche Mutter: Jesus – „geboren, Mensch geworden von der Jungfrau Maria“. Was von Maria erzählt wird, sind Hinweise auf Jesus, sozusagen wie bei Johannes dem Täufer ein ausgestreckter Zeigefinger: Schaut nicht auf mich – schaut auf ihn: Was er euch sagt, das tut!

5.

Für viele fromme Christen scheint dieses biblische Bild von Maria zu karg gewesen zu sein. Fabulierdrang, vor allem aber die menschliche Sehnsucht nach einer mütterlichen Seite Gottes, schützend, bergend, kamen hinzu. So entstanden schon bald Marienlegenden, eine eigene Marienverehrung. Und immer war die Abfolge gleich: Zuerst wurde Maria in der Volksfrömmigkeit verehrt – und dann folgte die Legitimierung im Dogma auf dem Fuße.

So war es beim Konzil im Jahr **431 in Ephesus**. Fünfzig Jahre, nachdem das Christentum zur Staatsreligion im römischen Reich wurde, berief der Kaiser eine Synode ein. Der Streit ging offiziell um die Frage, ob Jesus „wahrer Gott und wahrer Mensch“ sei. Nach Abschluss der Synode jubelte das Volk im ganzen Land, aber nicht deswegen, weil jetzt Jesus als „Gottes Sohn“

dogmatisch fixiert war, sondern weil es jetzt möglich und erlaubt war, Maria, die Mutter Jesu, als „**Gottesgebäerin**“ und nicht nur als „Christusgebäerin“ zu bezeichnen und zu verehren. So entstand der Begriff der „**Gottesmutter**“.

Aufschlussreich für die Entwicklung des Marienkults: Am Ort dieses Konzils wurde vordem eine Muttergöttin verehrt: die Artemis bzw. Diana von Ephesus (Apg 19). Der heidnische Kult der Muttergöttin findet seine direkte Fortsetzung im Kult der Gottesmutter Maria.

Auf diese „Vergöttlichung“ Marias reagierte das gläubige Volk geradezu überschäumend. Jetzt werden Kirchen Maria geweiht. Bereits **200 Jahre später (649)** wurde die „**immerwährende Jungfräulichkeit Marias**“ vor allem auf Betreiben der Mönche und des Bischofs von Alexandria in Ägypten dogmatisiert, deren Ideal ja die geschlechtliche Enthaltensamkeit war. (Und das bei mindestens sieben Kindern Marias!) Jetzt schwillt der Marienkult an. Marienfeste, Marienwallfahrten zu Marienheiligümern kommen in Schwung – immer verbunden mit lukrativen Wirtschaftsinteressen (Devotionalienhandel!) und kirchenpolitischen Machtansprüchen. „De Maria numquam satis“ ist die Devise: „Über Maria kann niemals genug rühmend gesagt werden.“

Am deutlichsten schreitet die östliche Kirche und Frömmigkeit voran in der Vergöttlichung Marias. Denken Sie nur an die Marienikonen. In der orthodoxen Liturgie wird Maria als „Miterlöserin“ besungen: „Bogarodice spasi nas“ – „Gottesgebäerin, erlöse uns!“ heißt es in einem Hymnus.

Die westliche Theologie war zwar zurückhaltender und bewahrte das Andenken an die Menschlichkeit Marias. Aber sie machte Maria zum Vorbild für Frauen – was schwierig genug ist: Vorbild zugleich als Jungfrau und als Mutter. Auch hier verstärkt sich der Trend, Maria „in den Himmel zu heben“.

Später, in den Kämpfen gegen die Türken, wird Maria zur triumphierenden „**Himmelskönigin**“. In der Gegenreformation wird Maria gegen die protestantische „Ketzerei“ ins Feld geführt. Auf unzähligen Siegestsäulen erstrahlt goldgekrönt ihr triumphales Bild – wohlgemerkt: ohne Jesus!

Alle diese Attribute Marias finden Sie dann in der Kunst: die Himmelskönigin, die Schutzmantelmadonna, die himmlische Jungfrau auf der Mondsichel usw.

Das **19. Jahrh.** wird zur marianischen Epoche ausgerufen. „**Maria vom Siege**“ kämpft gegen alle „modernen“ Feinde der römischen Kirche. In dieser Zeit finden die Aufsehen erregenden **Marienerscheinungen** statt, in Lourdes und in Fatima. Maria wird gleichsam eigenständige himmlische Größe – und Christus tritt immer mehr in den Hintergrund.

Und wieder zieht das kirchliche Lehramt nach, legitimiert die Volksfrömmigkeit. **1854** wird **Marias unbefleckte Empfängnis** verkündet – sie ist also schon zu Lebzeiten völlig sündloser Gottmensch, nicht mehr erlösungsbedürftig. Und ein Jahrhundert später, **1950**, wird ihre **leibliche Aufnahme in den Himmel** dogmatisiert. Diese beiden Dogmen haben die Kluft zwischen unseren Kirchen vertieft.

Zwar hat das **II. Vatikanische Konzil** die schlimmsten Auswüchse einzudämmen versucht und keine eigene Konstitution über Maria verfasst (gar ein von Vielen gefordertes neues Mariendogma verabschiedet), sondern im Dokument über die Kirche festgehalten, dass die „untergeordnete Aufgabe Marias“ die Gläubigen bewegen solle, dem einzigen „Mittler und Erlöser inniger an(zu)hängen“. Allerdings:

1997 sorgten Meldungen für ökumenisches Entsetzen: Fast fünf Millionen katholische Gläubige aus aller Welt, darunter 500 Bischöfe, 42 Kardinäle und Mutter Theresa, hatten eine Eingabe an den damaligen polnischen Papst und glühenden Marienverehrer Johannes Paul II. unterzeichnet, das heilige Jahr 2000 mit einem Dogma über Maria als „Miterlöserin“ (corredemptrix), „Mittlerin“ (Mediatrix) und „Fürsprecherin“ (Advocata) zu krönen. Ziel der Befürworter sind drei neue Glaubenssätze:

- Dass Maria an der Erlösung durch ihren Sohn selbst mitgewirkt hat.
- Dass alle Gnaden, die aus Leiden und Tod des Heilands geflossen sind, nur durch Marias Fürsprache wirksam werden können.
- Dass alle Bitten und Gebete der Gläubigen nur durch Marias Vermittlung zu Jesus gelangen.

Die Befürworter beriefen sich auf eine Jahrhunderte alte Glaubenspraxis der Kirche, die schon oft als Begründung für ein neues Dogma diente. Biblisch ist das nicht. Da heißt es: „*Einer* ist Gott, *Einer* auch (nur) Mittler zwischen Gott und den Menschen: Jesus Christus!“ (1 Tim 2,5; CA 21)

Eine vom damaligen Papst eingesetzte Theologenkommission lehnte die Forderung dann ab, Maria sozusagen zur vierten Person der Trinität zu machen. Es wird nun aber interessant sein, wie der neue Papst aus Argentinien sich dazu verhält – auch er ist ja (wie bereits seine ersten Auftritte gezeigt haben) ein glühender, typisch südamerikanischer Marienverehrer.

Diese nur ganz kurz skizzierte katholische Entwicklung ist evangelischer Besinnung über Maria nicht gut bekommen. Die Frontstellung zu einer uns gerade im Blick auf die Bibel nicht nachvollziehbaren Marienverehrung hat ein gebrochenes Verhältnis zu Maria zur Folge, „weil die doch typisch katholisch ist“. Dabei trennt nicht Maria unsere Kirchen, sondern die Mariologie, also die kirchliche Lehre über Maria.

(Und das fängt schon mit einer bewusst falschen Übersetzung des biblischen Textes an: In Luk 1,42 heißt es – Luther hat es ganz richtig wiedergegeben: „Gepriesen bist du unter den Frauen – en gynaixin“. In der katholischen Einheitsübersetzung heißt es gegen den griechischen Urtext: „Gesegnet bist du mehr als alle anderen Frauen.“)

Das Hauptproblem des katholischen Verständnisses von Maria ist das immer weitere Auseinanderklaffen von biblischem Befund und dessen lehrhafter Auslegung.

Maria, das sagt evangelische Theologie, die ursprüngliche, biblische Maria gehört in das Evangelium – und darum ist Maria nicht nur „katholisch“, jedenfalls nicht römisch-katholisch, sondern ganz und gar „evangelisch“, jedenfalls in der Grundbedeutung des Wortes evangelisch: Maria ist Zeugin, Repräsentantin des Evangeliums. Und als solche ist Maria Glied der „einen, heiligen, katholischen = weltweiten, allgemeinen, apostolischen Kirche“, und damit ist sie in allen Kirchen zuhause.

Kehren wir darum zurück zum Neuen Testament. Denn:

6.

Was Maria uns Christen, katholischen und orthodoxen wie evangelischen Christen bedeuten kann, kommt am zentralsten und schönsten zum Ausdruck in dem Lied, das Maria in den Munde gelegt wurde, mit Zitaten aus dem Alten Testament. Es findet sich im Lukasevangelium (1,46-55), und man nennt es nach den Anfangsworten „Magnifikat“ – „Magnificat anima mea Dominum“:

Und Maria sang:

*Meine Seele erhebt den Herrn,
und mein Geist freut sich über Gott, meinen Heiland;
denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.
Siehe von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinde
Denn er hat große Dinge an mir getan,
der da mächtig ist und dessen Name heilig ist.
Und seine Barmherzigkeit währt von Geschlecht zu Geschlecht
bei denen, die ihn fürchten.
Er vollbringt machtvolle Taten mit seinem Arm
und zerstreut alle, die hoffärtig, hochmütig sind in ihrem Herzen.
Er stößt die Gewaltigen vom Thron
und erhebt die Niedrigen.
Die Hungrigen füllt er mit Gütern
und lässt die Reichen leer ausgehen.
Er denkt an seine Barmherzigkeit
und nimmt sich seines Dieners Israel an,
wie er es unseren Vätern zugesagt hat,
Abraham und seinen Nachkommen in Ewigkeit.*

Dieses Magnifikat hat einen besonderen Stellenwert im Neuen Testament und in der Geschichte der Kirche – und es sagt etwas Besonderes aus über Maria, die Mutter Jesu, unsere Schwester im Glauben. Es ist auch das erste und älteste Zeugnis einer Verehrung Marias („von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter“).

Dieses Lied der Maria hat es in sich. Es ist offenbar so gefährlich, dass in den 1980er Jahren die Militärjunta in Guatemala dieses Lied verboten hat – das Lied des armseligen, machtlosen, ohnmächtigen jungen Mädchens, das unverhofft schwanger wird. Dass Gott gerade die Niedrigkeit, die Erniedrigung seiner Menschenkinder ansieht und sich zu Herzen nimmt, das ist offenbar revolutionär. Macht den „Gewaltigen“ und Gewalttätigen Angst.

Das Lied der Maria ist in der Tat das Lied eines großen Umsturzes, denn der Gott der Maria kehrt das Unterste zu oberst. Es ist ihr Loblied auf den Gott, der sie, die Niedrige, die Erniedrigte erhöht, der die Dinge und die Wertigkeiten umkehrt, das Unterste zuoberst kehrt, die Mächtigen vom Thron stürzt und die Hungernden satt macht.

Wenige Jahre später wird ihr Sohn auch so ein Lied anstimmen: „Selig sind, die arm sind; selig sind die Sanftmütigen; selig sind, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit; selig sind die Friedfertigen...“ Ob er die „Melodie“ seines Liedes von seiner Mutter gehört hatte? Lehrte sie ihn, dass es Gott nicht wohlgefällt, wenn Menschen selbstgerecht, selbstsüchtig und gewalttätig sind?

Das ist ja typisch für den Gott der Bibel, den Jesus seinen „Vater“ nennt: sein Blick „nach unten“, ja sein „Hang nach unten“. Dieser Gott erwählte mit den Ervätern Abraham, Isaak und Jakob solche Leute, die zu den Nichtsesshaften gehörten - „Hebräer“ genannt. Sie gehörten damals Staaten übergreifend zu denen, die überall die wenigsten Rechte hatten. Und dieser Gott identifiziert sich selber mit dem „leidenden Gottesknecht“, dem „Allerverachtetsten und Unwertesten“, der „keine Gestalt und Hoheit“ hat – mit gutem Grund wird dieser Text an Karfreitag im Gottesdienst gelesen und – neu – auf Jesus gedeutet. Dieser Jesus fühlte sich im Namen Gottes ja auch zu denen da unten gesandt: zu den „Sündern und Zöllnern“ - „nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die

Kranken!“ Das ist das christliche Gottesbild: Gott nicht oben, sondern selbst ganz unten – er hat ein Herz für die da unten!

Marias Lied ist ein Lobgesang auf diesen Gott, der ein Herz hat für die da unten. Und so wurde es zum Inbegriff jeder Befreiungstheologie.

Dieses Lied zeichnet ein neues Bild von Maria. Maria wird in der kirchlichen Tradition in der Regel als demütig, ja als willenlos Duldende dargestellt: „Siehe, ich bin des Herren Magd – mir geschehe, wie du gesagt hast.“

Diese Maria hat über Jahrhunderte das Frauenbild der Kirche geprägt: die Frau als demütige, geduldige Dienerin. Gut für soziale, dienende Aufgaben. Böse gesagt: gut fürs Kaffeekochen beim Gemeindefest.

Hier begegnet aber eine andere Maria. Nicht zuletzt die feministische Theologie – die ja im Kern auch eine Befreiungstheologie ist – hat darauf aufmerksam gemacht, dass Maria eine starke Frau gewesen sein muss.

Ihre Antwort an den Engel Gabriel „Mir geschehe, wie du gesagt hast“ ist kein Wort passiver Demut; es ist die mutige, aktive Antwort einer starken Frau, die weiß oder zumindest ahnt, worauf sie sich einlässt.

Es wurde ihr ja einiges zugemutet, etwas, das sie in ein schiefes Licht rückte. „Er hat die Niedrigkeit (Erniedrigung!) seiner Magd angesehen“ (Lk 1,48) – das hier für „Niedrigkeit“ gebrauchte Wort „tapeinosis“ hat in der Bibel der Griechisch sprechenden Juden, der Septuaginta, sehr oft den Sinn von Gewalterfahrungen, auch Vergewaltigung. Wer weiß, was Maria widerfahren ist? Und sie sagt trotzdem Ja zu dem Kind, bewusst Ja („Mir geschehe...“)! Es ist das Wort einer bewussten Einwilligung. Maria blieb, stand zu ihrem Kind, brachte es zur Welt. Nur dadurch wurde es für uns Weihnachten.

Ist der Gott, der Maria solches zumutet, nicht ein furchtbarer, unbegreiflicher Gott? Viele Menschen empfinden Gott jedenfalls oft so. Vielleicht auch Maria. Und doch ist dieser so oft unbegreifliche Gott zugleich ein gnädiger Gott. Seine Gnade hat einen Namen: Jesus. Dieser Gott „steckt“ schon in Maria, der Schwangeren. „Ave Maria, gratia plena“ - Sei begrüßt, Maria, voll der Gnade.

Luther sagt es sehr drastisch, in einem typisch männlichen Bild: Maria sei voll Gnade, wie ein Fass voll von Bier. Ja, Maria – voll der Gnade Gottes!

An diesen Gott der überströmenden Gnade glaubt sie, die von einer unglaublichen Schwangerschaft Überwältigte, Ratlose, fast Verstoßene. Diesen Gott besingt und lobt sie.

Das Loblied der Maria ist der Kern des Marienlobs, auch evangelischen Marienlobs. Hier beginnt das Lob Marias in der Kirche: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter – denn Er hat große Dinge an mir getan.“ (Lk 1,48)

Die Kirche hat das Loblied der Maria, das Magnifikat, schon in sehr frühen Zeiten zu ihrem täglichen Loblied gemacht, im Abendgottesdienst, der Vesper, schon bevor es ein regelmäßig wiederkehrendes Weihnachtsfest gab. Unendlich viele Auslegungen, unendlich viele Vertonungen gibt es von diesem Magnifikat auch im evangelischen Raum, von Heinrich Schütz, von Johann Sebastian Bach. Damit wird ausgedrückt:

Wer so singt wie Maria, der glaubt recht. Ihr Lied *ist* Evangelium.

Evangelische Marienpredigt singt dieses Loblied der Maria weiter, rühmt den Gott, der *mit* Maria die Niedrigen erhebt und das Unterste zu oberst kehrt, ja sich selbst aus der Höhe in die Tiefe begibt:

„Er äußert sich all seiner G'walt,
wird niedrig und gering...
Er wird ein Knecht und ich ein Herr;
das mag ein Wechsel sein!“ (EG 27)

7.

Dieses Gotteslob, das Magnifikat, hat Martin Luther in einer wunderschönen Auslegung uns Christen allen ans Herz gelegt und ins Herz geschrieben.

Man kann Luther durchaus einen glühenden Marienverehrer nennen. An der Wand seines Arbeitszimmers hatte er zeitlebens ein Bild der „Muttergottes“ (wie er sie unbefangen nennt) mit dem Jesuskind hängen.

„Ich lass wohl zu,“ schrieb er, „dass man sie ehre, aber also, dass sie die Schrift nicht zur Lüge mache.“ Luther war nicht gegen die Verehrung Marias, sondern nur dagegen, dass Maria im Laufe der Geschichte immer mehr Christus verdrängte. Maria – sie ist „das fürnehmste Exempel der Gnade Gottes“. Verehrung ja. Aber Anbetung, das ist Luther wichtig, gebührt nicht ihr, sondern allein ihrem Sohn, Jesus Christus. Er allein ist der Heiland und Erlöser, der Mittler zu Gott. Eine Mittlerin zum Mittler brauchen Christen nicht. Wir Evangelischen beten deshalb nicht zu Maria, aber mit Maria zu Gott „durch Jesus Christus, unsern Herrn“.

Dreierlei sagt Luther in seiner Auslegung des Magnifikat über Maria:

(1) Maria ist ein **Beispiel für Gottes Barmherzigkeit und Gnade.**

Gott neigt sich zum Niedrigen herab. Er erwählt Menschen wie Maria, ohne deren Verdienst und Würdigkeit. Kommentar dazu in Luthers Magnifikat-Auslegung:

„Was also Maria sagen will ist dies: Gott hat mich armes, verachtetes, unansehnliches Mägdlein angesehen und hätte doch wohl reiche, hohe, edle, mächtige Königinnen gefunden, Töchter von Fürstinnen und großen Herrn, er hätte wohl des Hannas oder Kaiphas Tochter finden können, die die Obersten im Land gewesen waren. Aber er hat auf mich seine Augen vor lauter Güte geworfen und so eine geringe, verschmähte Magd dazu gebraucht.“

Mit diesen Worten lenkt Maria weg von sich auf Gott. Und Martin Luther wird nicht müde, immer wieder darauf hinzuweisen: „Maria rühmt sich nicht ihrer Würdigkeit, auch nicht ihrer Unwürdigkeit, weder ihrer Jungfrauschaft noch ihrer Demut, sondern einzig des gnädigen göttlichen Ansehens.“

„Deshalb sind alle, die ihr so viel Lob und Ehre aufdrängen, nicht weit davon weg, dass sie einen Abgott aus ihr machen, gerade als wäre es ihr darum zu tun, dass man sie ehre und Gutes von ihr erwarte. Und sie weist es doch von sich.“ „Sie will nicht, dass du zu ihr, sondern durch sie zu Gott kommst...“

(2) Damit kann Maria zum **Vorbild** für uns, für unseren Glauben werden.

Luther meint, dass wir durch Marias Beispiel dazu ermutigt werden können, mit ähnlichen Erfahrungen zu rechnen und auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit zu vertrauen. Wir sollen begreifen: Genauso wie zu Maria will Gott sich auch zu uns herabneigen, sich unser erbarmen. Er schreibt:

Maria „will mit diesem Lobgesang unseren Glauben stärken... Es ist nicht genug, dass du glaubst, Gott wolle an anderen große Taten tun. Du musst vielmehr ... fest glauben, er werde und wolle auch mit dir große Dinge tun.“

So wird Maria für Luther zur Glaubens-Helferin.

Mir fällt die schwangere Frau in Sacre Coeur in Paris ein, die vor dem Marienbild betet. Hat diese Frau nicht vielleicht eben dies begriffen, was Luther hier schreibt: fest zu glauben, dass Gott dir – in deinen Ängsten, in deinen Sorgen, in deiner Verzweiflung oder Hoffnung – helfen wolle und werde? Vertrau drauf! Da wird nicht Maria angebetet. Vielleicht nimmt diese Frau Maria als Vorbild und betet wie sie zu Gott, der alles vermag.

So kann Maria auch gerade denen nahe sein, die im Glauben angefochten sind, den Fragenden, Zweifelnden, Unsicheren. Auch so ist sie Vorbild, ja Urbild des Glaubens, Schwester im Glauben – einem Glauben, der immer wieder angefochten ist und mit dem Zweifel verschwistert.

Wie liebenswert ist ein gutes, ein leuchtendes Vorbild? Wem ich vertraue, dem nehme ich auch etwas ab. Kann Maria als Vorbild so gezeigt werden, dass nicht ein Appell dabei herauskommt, sondern ein Aufatmen?

Maria ist uns auch darin Vorbild, dass auch sie von Anfang an auf Gottes Wort angewiesen ist und angewiesen bleibt.

Viele Menschen haben Schwierigkeit, das mit der Jungfrauengeburt zu glauben. Vielleicht helfen mittelalterliche Bilder. Die Künstler des Mittelalters waren oft bessere Theologen, als manche denken. Mir stehen Bilder vor Augen, auf denen Maria die Geburt ihres Kindes angekündigt wird. Da tritt ein jünglingshaft schöner Engel in Marias Zimmer – ein Prachtsalon, viel reicher ausgestattet als die sicher sehr bescheidene Behausung der wirklichen Maria. In einer Bildecke oben sieht man das Gesicht von Gott Vater. Aus seinem Mund geht ein Lichtstrahl hervor, und der trifft – in Marias Ohr! Auf dem Lichtstrahl rutscht der Heilige Geist in Gestalt einer Taube herunter in Marias Ohr, mit bremsend abgespreizten Füßen. „Der heilige Geist wird über dich kommen“, sagt der Bote Gottes zu Maria im Lukasevangelium. Wohlgemerkt: Die Rutschbahn des Heiligen Geistes landet nicht im Bauch der Maria, sondern in ihrem Ohr! Die für viele so schwer akzeptierbare Vorstellung von der Jungfrauengeburt und der Empfängnis durch den Heiligen Geist wird so vielleicht verständlicher: es ist da nicht von einem biologischen Vorgang wider alle Vernunft die Rede, sondern es geht darum zu verstehen, was da geschieht und wer da kommt: „Fürchte dich nicht, Maria, du hast Gnade bei Gott gefunden. Du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären, den sollst du Jesus nennen“ (das heißt: Gott ist die Rettung). (Luk 1,30-32)

Eine Stimme aus dem Himmel, die das Geschehen deutet, wie dann bei der Taufe Jesu, wo die Himmelsstimme deutend sagt: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ (Mt 3,17) Auf das Wort kommt es an! Auch Maria braucht es, um zu begreifen, was da geschieht.

(3) Und damit kann Maria – als Beispiel und Vorbild – für uns Evangelische zur Lehrerin des Evangeliums werden.

Maria sagt: „Was Er, was Jesus, sagt, das tut!“ Was sagt Jesus?

Er sagt: Seid nicht ängstlich besorgt um euch selbst! Euer Vater weiß, was ihr braucht. Sucht das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit! Und alles andere wird euch dazugegeben.

Jesus sagt: Seid nicht ängstlich besorgt um euch! Gebt, und euch wird gegeben werden. Was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das sollt auch ihr ihnen tun.

Jesus sagt: Tut Gutes denen, die euch Übles antun. Segnet, die euch verfluchen. Betet für die, die euch schmähen.

Jesus sagt: Urteilt nicht, damit ihr nicht verurteilt werdet. Betet zum Vater: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.

Was Er, was Jesus sagt, das tut! Das lehrt Maria.

Luther sagt in seiner Auslegung des Magnifikat immer wieder: „Maria lehrt uns.“ „Sie lehrt uns durch das Beispiel ihrer eigenen Erfahrung und durch Worte, wie man Gott erkennen und lieben soll.“

Das aber heißt: Luther weist Maria ein wichtiges Amt in der Kirche zu. Wenn sie Lehrerin, ja Predigerin des Evangeliums war und ist – warum sollen dann nicht Frauen Predigerinnen des Evangeliums und theologische Lehrerinnen sein wie sie? Begabt und beauftragt mit dem wichtigsten Amt der Kirche: dem der Verkündigung, der Weitergabe des Evangeliums, wodurch Gemeinde aufbaut und geleitet wird. Als Evangelische sind wir glücklich, dass wir Frauen in diesem Amt haben dürfen. Und vielleicht ist die Palette der Ämter in der Kirche, der verantwortlichen, kirchenleitenden Ämter für Frauen noch gar nicht ausgeschöpft. Vielleicht kann da noch manches entdeckt werden, zum Segen der Kirche. Auch der römischen Kirche.

8.

Was also lässt sich nun über evangelische Marienfrömmigkeit sagen?

1. Gerade weil wir evangelischen Christen Maria nicht in den Himmel heben, ist sie uns in ihrer Menschlichkeit nahe. Und wir wissen inzwischen mehr von ihr, als der alte Pastor bei Theodor Storm zu wissen meinte. Es ist kein Ausdruck evangelischer Weisheit und Rechtgläubigkeit, Maria aus der Kirche zu entfernen und ihr Bild zu zerstören. Maria gehört der ganzen Christenheit, gehört jeder Kirche und in jede Kirche.

Allsonntäglich bekennen wir mit allen Christen: Jesus Christus, „geboren von der Jungfrau Maria“. Maria steht dafür, dass Jesus als wirklicher Mensch in unsere Welt gekommen ist, das Leben mit uns geteilt hat.

2. Wir Evangelischen ehren Maria, ja wir können sie durchaus verehren als die von Gott auserwählte Mutter unseres Herrn und Heilands, „gebenedeit, gepriesen unter allen Frauen“. Als Mutter Jesu ist sie unverzichtbar, einmalig.

3. Maria ist auch uns Evangelischen unsere Schwester, ich könnte auch sagen: unsere große Schwester im Glauben. Im Glauben, dass wir nicht alles uns abverlangen müssen, aber alles von Gott erwarten dürfen. Darin Beispiel und Vorbild. Dazu hat Luther, dazu habe ich genug gesagt.

4. Maria ist uns gerade so auch nahe als die, deren Glaube immer wieder an Grenzen stieß, deren Glaube daran, was Gott mit ihr und ihrem Sohn vorhat, immer wieder angefochten war. Uns nahe gerade als Zweifelnde, als die, die ihren Sohn – und Gott – manchmal nicht versteht.

5. Sie, unsere Schwester, teilt auch unsere Schmerzen. Sie wurde vermutlich in jungen Jahren Witwe, musste ihre Kinder allein großziehen. Weinend stand sie unterm Kreuz und hielt ihren toten Sohn in den Armen. Diese Maria ist den Trauernden nah, die um ihr Liebstes weinen, das sie verloren haben, ihren Mann, ihre Frau, ihr Kind.

6. Sie, meine große Schwester im Glauben, zeigt mit ihrem ganzen Wesen auf dieses Kind, das sie trug und der Welt gab, und das sie gewiss liebte, trotz aller Irritationen. So verweist sie auf eine Liebe, die nie stirbt, eine Liebe, die stärker ist als der Tod. – Das heißt nun auch:

7. In Marias Nähe ist gut beten. Darum dürfen auch evangelische Christen gerne in Marias bergender, Schutz gebender Nähe beten. Nicht zu ihr. Das ist klar. Zu Gott. Aber wie sie, mit ihr, in ihrer Nähe.

8. Wir können Gott nicht abstrakt denken, auch nicht im Gebet. Menschen machen Erfahrungen in ihrem Leben und bringen diese – wenn sie denn religiös sind – mit Gott in Verbindung und mit den Erfahrungen anderer Menschen mit Gott. Solche Erfahrungen sind in der Bibel als Erzählungen aufbewahrt. Es sind Erfahrungen erlittener Ungerechtigkeit, die Erfahrung, wenn Eltern bei der Geburt ihres Kindes staunen über das Wunder des Lebens, Erfahrungen von Leid, Tod und Trauer, oder Erfahrungen von enttäuschten oder erfüllten Hoffnungen, von erhörten Gebeten.

Solche Erfahrungen werden oft in Bildern von Gott „verdichtet“: Gott als ein Richter, der für Gerechtigkeit eintritt, Gott als Töpfer, als Hirte, der zur guten Weide führt, Gott als Schöpfer alles Lebens, als von Liebe seinem verschütt gegangenen Sohn entgegen rennender Vater, der ihm vor Freude ein Fest ausrichtet. Oder es sind Bilder aus der Natur: Gott als wärmende und belebende Sonne, als alles bewegender Wind, als ein „glühender Backofen voller Liebe“. Natürlich: alle diese Bilder „definieren“ Gott nicht, sie machen nur einen Teil von Gott, eine Seite Gottes „anschaulich“. Aber wir brauchen sie. Von Gott können wir eigentlich nur in Bildern reden. Darum erzählte Jesus Gleichnisse: in denen erzählt er in Bildern von Gott.

Wo aber bleiben die Erfahrungen von Frauen und ihre Bilder? Warum darf nicht Maria so ein Bild für die mitfühlende, mitleidende, tröstende, „mütterliche“ Seite Gottes sein? „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“ Mit diesem Bild beschreibt der Prophet Jesaja Gottes mütterliches Handeln (Jes 66,13). Im Bild der Pietá ist eben dies anrührend ausgedrückt.

9. Maria ist freilich ganz auf unserer, der Menschen, Seite. Eine von uns. Aber eine mit einem besonderen Auftrag, einem besonderen Amt.

Sie kennen vielleicht das Bild auf dem Altar in Luthers Predigtkirche in Wittenberg. Da steht Luther auf der Kanzel, im Talar, und weist die Gemeinde auf den Gekreuzigten in der Mitte: Ich predige nicht mich, sondern Christus, den Gekreuzigten. Auf ihn kommt es an. Er ist das Zentrum des Glaubens. Das Zentrum des Evangeliums. Das Zentrum jeder Predigt.

So schauen wir auf zu Maria als Predigerin und Lehrerin des Evangeliums. Auch sie weist auf Jesus hin: „Was er euch sagt, das tut!“

Das heißt aber: der Platz Marias ist eher auf der Kanzel als auf dem Altar. Der Platz auf dem Altar gebührt ihrem Sohn allein.

10. Aber um den Altar, um den Abendmahlstisch geschart, wo Christus uns alle einlädt zum Festmahl des Glaubens und der Hoffnung, in der Menge derer, die da das Lob Gottes singen, das „Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr Zebaoth“ – da steht auch Maria inmitten der großen Gemeinde hier auf Erden und im Himmel und singt mit uns und allen Engeln und Heiligen ihr Loblied auf Gott ihren Heiland: „Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freut sich über Gott, meinen Heiland...“

Und so verbindet sie evangelische, katholische und orthodoxe Christen zu einer großen Familie, in der wir zusammengehören und Gott vielstimmig loben. Zusammen mit Maria. Aber mit ihr eben *Gott* loben und anbeten.

Und gewiss wird sie, wenn sie uns hier sieht und hört, sich freuen, dass wir gut von ihr reden. Und vielleicht wird sie, wie auf vielen Bildern von ihr, milde und vielleicht auch ein bisschen verwundert lächeln. Verwundert darüber, dass wir so viel Aufhebens von ihr machen. Macht nicht so viel Aufhebens um mich, wird sie vielleicht sagen. Schaut lieber auf ihn, meinen Sohn. Was ER euch sagt, das tut! Um diesen Satz macht einen goldenen Rahmen, nicht um mich!